

Vetter Gabriel : Novelle (Fortsetzung)

Autor(en): **Heyse, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): **21 (1871)**

Heft 14

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-895174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sekunde durchfließen, einleuchtend, daß wenn es gelänge der Durchflußzeit dieser gleichen Wassermasse nur einen kleinen Bruchtheil einer Sekunde beizufügen, damit ein weiterer mächtiger Faktor zu Verminderung der uns von den Hochwassern drohenden Gefahren erzielt wäre.

Schließlich dürfte zu erwägen sein, daß wir vor einem so großen und mit naturgemäßer Nothwendigkeit progressiv wachsenden Uebel stehen, daß die Anwendung der einzig möglichen Abhülfsmittel, selbst ohne Gewißheit über das Maß des erzielbaren Erfolges nicht nur gerechtfertigt, sondern geboten erscheint.

Better Gabriel.

Novelle von Paul Heyse.

(Fortsetzung.)

Setz' Dich da einmal her zu mir, bat er, und führte sie zu einem Bänkehen, das im Schatten eines alten Baumes stand. — Sie that es und saß nun, die Hände in ihrer Schürze schlicht zusammengelegt, die jugendliche Brust etwas vorgebeugt, in der rührendsten Haltung von Unschuld und Hingebung ihm gegenüber, wie ein Kind, dem ein Märchen erzählt werden soll. Während er sprach, ließ sie kein Auge von ihm, ihr Athem ging ruhig aus und ein, und nur das Zittern ihrer feinen Nasenflügel verrieth dann und wann den Antheil, den sie an seinen Worten nahm. Er erzählte ihr ein gut Stück von seinen Schicksalen, beschrieb ihr das schöne Haus, das die Tante ihm hinterlassen, sein Leben und Treiben auf dem Gute, wie friedlich unbeschrieben sie dort hausen würden, und daß er nichts Anderes sei und sein wolle, als ein Weinbauer, zu dem ein Bauernkind, wenn es nur ein feines Herz und einen geraden Sinn habe, tausendmal besser tauge, als ein Stadtfräulein mit allem Schnickschnack, den man in der Pension lernt. Das Alles redete er so treuherzig an sie hin, daß er jedenfalls sich selbst vollständig überzeugte, er habe nie in seinem Leben etwas Gescheiteres gesagt und gethan, als in dieser Stunde.

Als er endlich schwieg, stand sie ruhig auf und sagte: Das ist Alles recht, und ich glaube Ihnen jedes Wort, aber Heirathen ist kein Kinderpiel, und Sie müssen mir schon erlauben, daß ich mich bedenk' und Sie auch noch ein paar Mal seh' und spreche. Sie kennen mich ja auch erst seit drei Stunden. Es könnt' doch sein, daß ich ein rechter Drach' wäre, und Sie kämen schlimm mit mir an.

Was mich betrifft, sagte er: so ist das meine Sache, und ich verlang' nichts weiter von Dir zu wissen, als was meine zwei Augen mir gesagt haben. Wenn Du Dich aber bedenken willst, kann ich Dir's nicht wehren. Nur bedenk' auch, daß ich morgen früh wieder nach Hause gehe, und was bis dahin nicht zu Stande kommt, ist ein für alle Mal aus und vorbei. Ich will Dich nicht weiter drängen. Ich nehm' ein Zimmer hier im Haus und sag' Dir gute Nacht. Morgen früh, eh' ich fortreise, hol' ich mir den Bescheid. Bist Du's zufrieden, Schatz?

Sie besann sich. Ein reizend nachdenkliches Fältchen zwischen Nase und Augenbrauen kam dabei zum Vorschein; er konnte sich nicht enthalten, es mit einem flüchtigen Kusse zu glätten.

Darf ich der Frau Bath' Alles sagen, fragte sie erröthend.

Nein! Ich will nicht, daß Du thust oder lässest, was ein Fremdes Dir eingibt. Deinem Herzen sollst Du folgen. Wenn das für mich ist, kannst Du Dich getrost auf das verlassen, was es Dir rath. Ich möcht' auch nicht, fuhr er fort, daß die Sache beschwagt und ausposaunt würde, eh' wir zum Pfarrer gegangen wären. Die Menschen haben keine größere Freude, als Andern ihre zu verderben.

Das ist wieder wahr, sagte sie. Nun also, schlafen Sie wohl, Herr wie heißen Sie aber?

Gabriel heiß' ich. Ist der Name Dir recht?

Sie lachte. Wenn ein Erzengel damit zufrieden ist, sagte sie, kann er einem armen Mädle wohl recht sein. Also, gute Nacht, Herr Gabriel. Auf Morgen früh!

Sie reichte ihm herzlich die Hand, sah ihm noch einmal halb liebevoll, halb mit ungläubigem Staunen über das ganze Abenteuer in die Augen und verschwand dann, da man eben im Hause nach ihr rief, hurtiger, als ihm lieb war, von seiner Seite.

Er fühlte jetzt, daß der Tag für ihn zu Ende war. Auch hatte er sich seinen Schlaf wohl verdient nach so anstrengender Arbeit. Zwei Brautwerbungen im Verlauf eines Abends sind selbst für den Künftigsten keine Kleinigkeit. Also ließ er sich von dem Wirth ein Zimmer anweisen, warf, sobald er sich allein sah, die Kleider ab und ging zu Bette. Eine Weile lag er noch, mit offenen Augen nach der Decke starrend, wo die Hand eines geistreichen Stubenmalers sich in toll kühnen Arabesken verewigt hatte. Es that ihm wohl, in dies Gewirr von krausen Schnörkeln und Zackenwerk zu blicken, bei denen sich nicht das Geringste denken ließ; denn so zufriedenen Schrittes er in sein Zimmer hinaufgegangen war, so wenig geheuer war ihm doch in der Stille vor seinen eigenen Gedanken. Zuletzt seufzte er tief auf, löschte das Licht und kehrte sich nach der Wand, um zu schlafen.

Aber er mochte sich alle Mühe geben und die weisesten Selbstgespräche über die Nothwendigkeit der irdischen Geschicke vor sich hin phantasiren, es gelang ihm doch nicht, das unbequeme Etwas in sich einzuschläfern, das immer das letzte Wort behielt und ihm zuzuraunen sich unterstand: von den zwei Brautwerbungen dieses Tages sei die zweite noch um Vieles übereilter und halbsbrechender, als die erste. Er hielt in Gedanken eine lange Rede an seine gute selige Tante, als ob sie noch lebte, um ihr klar zu machen, wie zweckmäßig er gehandelt habe. Dabei sah er aber immer ihr Haubenband wackeln, wie in alter Zeit, wenn sie ihm über einen seiner dummen Streiche auf ihre kurze und trockene Manier ihre Meinung sagte. Er brachte endlich ein Argument auf's Tapet, das zwar vor der Tante nicht viel mehr Gnade fand, als alle übrigen, ihn selbst aber gar sehr beruhigte, nämlich: Er sei es sich schuldig, zu zeigen, das er kein Anabe mehr sei, der sich in den Winkel stellen lasse, wenn er sich nicht ganz nach Wunsch aufgeführt habe. Man werde doch kuriose Augen machen, wenn man in der Rheinstraße No. 27 erfahre, der Wetter sitze keineswegs untröstlich im Schmollwinkel, sondern habe sich eine allerliebste kleine Frau genommen, von geringer Herkunft freilich, aber das unbescholtenste,

munterste, liebeswürdigste Kind im ganzen Ländchen, das in dem schönen, neu hergerichteten Hause mitten im Weingut sich ausnehme wie die Perle im Golde.

Die Genugthuung, die er hierüber empfand, hätte ihn nun wohl in Schlaf lullen können; auch war unten im Hause längst jedes Geräusch verstummt. Nur die große Uhr auf dem Gange vor seinem Zimmerchen tickte so hart und beschwerlich wie ein böses Gewissen und schlug mit heiserer, schnarrender Zunge die Viertelstunden. Es überkam ihn zuletzt eine Art von persönlicher Erbitterung gegen das alte Hausgeräth, als wäre Alles in bester Ordnung, wenn der vermünschte Pendel nur nicht beständig den Frieden störte. Ganz erbost stand er endlich auf, schlich im Dunkeln hinaus und tastete an dem Werk herum, bis er's zum Stehen gebracht hatte. Darauf empfand er eine große Erleichterung, legte sich wieder nieder und schlief nun auch fest und traumlos ein.

Um dieselbe Stunde war in einem Zimmer der Rheinstraße Nr. 27 noch Licht. Eine kleine blasse Frau sagte einem schönen, schlanken Mädchen gute Nacht und küßte sie mütterlich auf Stirne und Augen. Dein Kopf ist so heiß, Kind, sagte sie; es thut mir leid, daß ich gerade heute davon gesprochen habe, aber einmal mußte es doch geschehen, und da ich wußte, daß Dein Herz dabei nicht theilhaftig ist, dacht' ich, es würde Dich nicht sehr aufregen. Nun schlaf' Dich aus und denke, daß auch Dein Vater keinen andern Wunsch hat, als Dich glücklich zu sehen.

Was hatte die Mutter mit der Tochter zu reden gehabt? Es war eben nichts Unerhörtes und dies Gespräch nicht das erste seiner Art. Daß der Vater des jungen Bodelesers an ihren Vater geschrieben, wie es sein und seines Sohnes lebhafter Wunsch sei, die alte Geschäftsverbindung der beiden Häuser durch ein noch innigeres Band zu befestigen, und wie der Sohn es als sein höchstes Lebensglück ansehe, Herz und Hand der schönen Cornelia zu gewinnen; und dann die Bitte, seinen ernstlichen Bewerbungen wenigstens nicht hinderlich in den Weg zu treten, falls das Herz ihrer Tochter noch frei sei; das hatte die kluge Mutter geglaubt, ihrem Kinde eröffnen zu müssen, damit es auf der Hut sei und die Hoffnungen des jungen Hausfreundes nicht ermuthige, falls es sie nicht endlich zu erfüllen gedenke.

Nimmermehr! hatte Cornelia gesagt. Ich schätze ihn gewiß, aber ich kann überhaupt den Gedanken nicht fassen, wie ich fort sollte von Dir und dem Vater.

So lange Du das nicht kannst, hatte die Mutter erwiedert, ist es freilich nicht der Rechte. Ich möcht' aber nur wissen, Du seltsames Kind, wie der einmal aussehen soll!

(Fortsetzung folgt.)